

HEYNE <

DAS BUCH

Das San Francisco der nahen Zukunft scheint die perfekte Welt zu sein, und was nicht perfekt ist, wird – dank des hohen technologischen Standards – eben perfekt gemacht. Es ist die Welt der siamesischen Zwillinge Tila und Taema, die mit sechzehn in einer aufwendigen Operation voneinander getrennt wurden. Nun, zehn Jahre später, schlägt in der Brust einer jeden von ihnen ein perfektes mechanisches Herz, und obwohl sie nicht mehr jede Sekunde miteinander verbringen, verbindet die beiden eine innige Beziehung. Dann wird Tila eines Abends verhaftet. Der Vorwurf: Mord. Sollte sie schuldig gesprochen werden, würde sie für den Rest ihres Lebens in Kälteschlaf versetzt werden, was einem Todesurteil gleichkäme. Taema ist schockiert. Hat ihre Schwester etwa ein geheimes Doppelleben geführt? Um die Wahrheit herauszufinden und ihre Schwester zu retten, nimmt Taema Tilas Identität an und begibt sich in die verborgene Unterwelt San Franciscos ...

DIE AUTORIN

Laura Lam wuchs in der Nähe von San Francisco auf und lebt heute in Schottland. Sie ist Autorin vieler Kurzgeschichten, Essays und Romane, darunter der preisgekrönten *Micah Grey*-Trilogie. Neben dem Schreiben unterrichtet sie Creative Writing an der Edinburgh Napier University.

Mehr über Laura Lam und ihren Roman erfahren Sie auf:

diezukunft.de ➤

LAURA LAM

DARK WORLD

EIN THRILLER
AUS DER NAHEN ZUKUNFT

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Ulrich Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
FALSE HEARTS

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*William Wordsworth – Gedichte/Samuel Taylor Coleridge –
Der alte Seemann und Kubla Khan, übersetzt von Wolfgang Breitwieser,
Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, 1959.*



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Deutsche Erstausgabe 01/2020

Redaktion: Sabine Thiele

Copyright © 2016 by Laura Lam

Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München, unter Verwendung eines
Motivs von Shutterstock

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31720-8

www.diezukunft.de

*Im Gedenken an meinen Vater Gary Lyle Richardson
(1945–2015). Du warst verrückt und wunderbar, und ich bin froh,
dass du einen ersten Entwurf dieses Buches lesen konntest,
bevor du wieder in den Kreislauf eingegangen bist.*

»Birg, falscher Schein, des falschen Herzens Kunde!«
William Shakespeare, *Macbeth*

PROLOG

TAEMA

San Francisco, Kalifornien

Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich allein.

Zum ersten Mal wache ich auf, und neben mir ist nichts als Stille und Leere. Im Zimmer sind nur das Piepen des Herzmonitors zu hören und mein angestrenktes Atmen.

So sollte es nicht sein.

Erschöpft vom Narkosemittel hebe ich die Hand und halte sie über die glühende Wunde, deren Pochen selbst durch den Schmerz des intravenösen Zugangs zu spüren ist. Zum ersten Mal kann ich meine Hand direkt über der eigenen Brust schweben lassen. Unter meinen zitternden Fingern verläuft ein tiefer Schnitt – der zu einer schmalen Naht verheilen wird, die knapp unter dem Schlüsselbein beginnt und kurz vor dem Bauchnabel endet. Unter der frisch transplantierten Haut und den rekonstruierten Brüsten wölbt sich ein Brustbein aus Titan. Kugelsicher, heißt es, auch die Hälfte meiner Rippen besteht aus diesem Material. Darunter schlägt mein neues, falsches Herz. Das alte hat man herausgeschnitten und durch ein optimiertes Modell ersetzt, das nie ermüden wird. Fast bilde ich mir ein, sein mechanisches Ticken zu hören.

Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich einsam.

Der Türknauf des Aufwachraums dreht sich. Mein altes, fleischiges Herz hätte schneller geschlagen, mein automatisiertes

bleibt im Rhythmus. Trotzdem spüre ich pulsierendes Adrenalin. Die Tür öffnet sich, und zum ersten Mal erblicke ich mein eigenes, sich bewegendes Spiegelbild. Mein exaktes Spiegelbild. Die gleiche tiefbraune Haut, die Lockenmähne. Die gleiche lange Nase, die dunklen Augen im von Angst und Schmerz hohlwangigen Gesicht. Meine Zwillingsschwester Tila.

Sind meine Knie auch so knubbelig? Ich lache beinahe über den albernen Gedanken. Noch rauscht Betäubungsmittel durch meine Adern und hüllt alles in goldenen Glanz, wie im Traum.

Tila zieht ihren Infusionsständer hinter sich her. Ich kann mich kaum rühren, also sollte auch sie bestimmt noch im Bett liegen, doch von einer Kleinigkeit wie Schmerz lässt sie sich nicht aufhalten. Seltsam, dass sie keinen Alarm ausgelöst hat. Wahrscheinlich hat sie ihn deaktiviert – mit ihren Händen war Tila schon immer geschickt.

Eigentlich sollen wir uns erst in ein paar Tagen wiedersehen, damit wir uns an die Trennung gewöhnen. Aber Tila pfeift wie üblich auf alle Regeln und Ratschläge und folgt lieber ihrem Herzen. Ihrem eigenen Herzen, muss man jetzt sagen. Sie tastet sich zum Bett, ihre nackten Füße schleifen über den Boden.

»T?«, flüstert sie.

»T«, antworte ich. Wenn wir unter uns sind, nennen wir uns immer T. Als ich die Augen schließe, rinnt eine Träne über meine Wange. *Was haben wir getan?*

Unter Schmerzen rutsche ich so weit wie möglich auf der Matratze zur Seite. Wenn man dem Datum auf dem Wandschirm trauen kann, kommen wir nicht frisch aus dem OP. Sie hatten uns für ein paar Tage in ein künstliches Koma versetzt, um den Heilungsprozess zu beschleunigen. Geht das so einfach? Eine mehr als beängstigende Vorstellung. Weder Tila

noch ich waren je zuvor in einem Krankenhaus. An Mana-mas Feuerstelle gibt es keine Krankenhäuser.

Tila schiebt sich zu mir ins Bett. Auf ihrer Brust sehe ich die gleiche Wunde wie auf meiner, auch diese wird bald zur Narbe verheilen. Und unter Tilas falschem Brustbein befindet sich ein weiteres neues, falsches Herz. Ich frage mich, ob unsere Herzen auf denselben Rhythmus eingestellt wurden, ob sie noch immer gemeinsam schlagen.

Vorsichtig drehen wir uns auf die Seite, liegen Stirn an Stirn. Erst jetzt können Tila und ich wieder einschlafen, nur so, in der Position, in der wir sechzehn Jahre lang eingeschlafen sind. Nun trennen uns siebeneinhalb Zentimeter der Leere, wo früher kein Abstand existierte. Wo unser geteiltes Herz schlug.

1

TAEMA

Zehn Jahre später

Ich will anfangen, wo alles zerfällt.

Tila kommt zu spät zum Abendessen.

Wir sehen uns zweimal in der Woche, eigentlich einmal bei ihr, einmal bei mir, in letzter Zeit aber stets in meinem Apartment in Inner Sunset. Tila behauptet jedes Mal, sie müsse bis in den Abend arbeiten, aber ob das stimmt? Ich kann mir nie sicher sein. Und ich hasse es, wenn sie mir etwas verheimlicht. Früher ging das gar nicht.

Draußen trommeln dicke Regentropfen gegen die Fensterscheibe. Der Sonnenuntergang ist der Dunkelheit gewichen, nur ein paar Sterne leuchten mit Mühe und Not durch den Nebel über San Francisco. Ich gehe unruhig im Wohnzimmer herum und spähe hinaus auf die verschwommene Skyline, das grüne Schimmern der Algenfarmen in der Bucht, die Lichter vorbeifliegender Schwebeautos. Wegen dieser Aussicht habe ich den saftigen Aufpreis für das Penthouse gezahlt, aber im Moment bringt sie mir nichts, hilft nicht gegen den Ärger über meine Schwester.

Zurück in der Küche schiebe ich mir die Locken aus der Stirn. Über meine Akustikimplantate pinge ich Tila an, erhalte aber keine Antwort. Ich schalte den Wandschirm ein und wieder aus, die bewegten Bilder und die Geräusche gehen mir auf die

Nerven. Die Narbe auf meiner Brust juckt schmerzhaft – ein psychosomatisches Phänomen. Ausgeschlossen, dass die Narbe nach so langer Zeit noch wirklich wehtut. Mit der Fingerspitze berühre ich die raue Linie der verheilten Haut. Seit der Operation ist fast ein Jahrzehnt vergangen, beinahe auf den Tag genau.

Seufzend decke ich den Tisch, während im äußersten Winkel meiner Optikimplantate die Uhrzeit blinkt, bis ich sie schließlich ausblende. Tilas Schicht im Zenith ist angeblich vor einer Stunde zu Ende gegangen. Sie arbeitet im Hostessenclub an der Spitze der TransAm Pyramid, kein schlechter Job, aber nichts für mich. Ich könnte mich nicht so gut verstellen.

Ich habe Tilas Lieblingscurry gekocht, ein abgewandeltes Feuerstellen-Rezept. Natürlich hätte ich es aus dem Replikator in der Küchenecke ziehen können, aber ich brauchte eine Ablenkung, wollte mit den Händen arbeiten. Heute muss ich Tila sagen, dass ich diesen Nachmittag meinen alten Job gekündigt und einen neuen angenommen habe, den ich nicht ablehnen konnte – allerdings in China. Ob Tila Lust haben wird, mich dorthin zu begleiten?

Sollte sie es überhaupt?

Als sich der Türknäuf dreht, bleibe ich stehen und streiche mit den Handflächen über meinen Rock. Tila stürmt herein, ihre Klamotten zerknittert, ihr Blick wirr. Ihr kurzgeschnittenes, grünblaues Haar haftet nass an ihrem Schädel, ein krasser Gegensatz zu meinen braunen Locken. Ihre Kleidung wirkt schrill, meine schlicht. Auch ihr Gesicht unterscheidet sich inzwischen von meinem, dank einiger Abstecher zur Chirostube. Keine tiefgreifenden Änderungen, aber wir gleichen uns nicht mehr.

Erst als Tila auf mich zurennt und die Hände in meine Bluse

krallt, registriere ich das Blut auf ihrer Kleidung. Sie trägt einen aufklaffenden Herrenmantel, der mir nicht bekannt vorkommt und von dessen Saum es auf den Boden tropft. Ihr hellblaues Kleid ist mit roten Flecken übersät, vom Regen zu grellen Wasserfarben verschmiert.

Es dauert eine Sekunde, bis ich diesen Anblick verarbeitet habe. »Bist ... bist du verletzt?« Ich versuche, mich aus Tilas Griff zu lösen, um den Verbandskasten zu holen. Aber bei dieser Menge an Blut könnte es mit einer Bandage nicht getan sein. Angst jagt durch mich hindurch, ich bekomme kaum noch Luft.

Tilas Antwort lässt auf sich warten. Sie öffnet den Mund, schließt ihn wieder. Dann lässt sie mich los, weicht von der Tür zurück. »Ist nicht mein Blut. Du musst mir helfen, T. Oh Gott, hilf mir einfach.«

Meine Muskeln verkrampfen sich. *Ist nicht mein Blut.* »Wenn es nicht dein Blut ist, von wem stammt es dann?« Mein Atem beschleunigt sich, stolpert, und Tila saugt meine Angst auf, krallt sich wieder in meine Bluse, bis der Stoff reißt. »Was zum Teufel ist hier los, Tila?«

Furcht und Schuld huschen wie Schatten über ihr Gesicht. »Bitte, Taema. Bitte. Ich muss raus aus der Stadt, sofort. Wir beide. Wir müssen uns verstecken. Vielleicht in den Sierras? Wenn uns die Feuerstelle doch nur aufnehmen würde ...«

Mana-mas Feuerstelle unterliegt nicht der Jurisdiktion Pacificas. Aber dass Tila dorthin zurückkehren würde, nach allem, was dort vor zehn Jahren geschehen ist, und dass sie mich mitnehmen will, offenbart den Ernst der Lage. »Langsam, Tila, langsam. Was hast du getan?«

»Gar nichts, Taema. Es war nicht, wie sie es hinstellen werden.« Ich sehe das Weiß ihrer Augen, die Falten der Anspan-

nung um ihren Mund. Allen chirurgischen Eingriffen zum Trotz erinnert Tilas Gesicht schmerzlich an unseren letzten Tag an der Feuerstelle, als wir glaubten, wir müssten im Mammutwald sterben.

Meine Fingerspitzen kribbeln, mein Blickfeld verschwimmt. »Okay. Okay.« Ich zwinge mich zur Ruhe. »Was hast du nicht getan?«

Vor dem Wohnturm jaulen Sirenen. Ich zucke zusammen – in San Francisco ist Sirenengeheul zur Seltenheit geworden. Das Heulen wird lauter.

Tila drückt sich an mich. »Oh Gott. Sie haben mich gefunden. Müssen mich über den VeriChip lokalisiert haben. Ich wusste, ich hätte ihn rausreißen sollen! Wo kann ich mich verstecken? Irgendwo muss ich mich doch verstecken können ...«

Ihre Panik wirkt ansteckend, aber ich muss die pragmatische Zwillingsschwester spielen, wie Tila es von mir erwartet. Die Schwester, die sie braucht. »Das bringt nichts. Die Cops haben doch alle Infrarotsensoren. Und wenn du es nicht warst, kann dir doch nichts passieren? Sie nehmen dich mit zum Verhör und lassen dich wieder laufen.« Ich will nicht die besonnenne Schwester spielen. Ich will Tila packen, will sie durchrütteln und ihr befehlen, mir zu sagen, was geschehen ist und wessen Blut an ihr klebt.

Aber Tila schluchzt bloß, ihre Hand auf meine Narbe gepresst. Ich bedecke ihre Hand mit meiner und spüre ihr mechanisches Herz. Ungeachtet unser beider Panik, schlagen unsere Herzen im alten, gleichmäßigen Takt.

»Das wird schon wieder, T«, sage ich. »Versprochen.«

Da sieht sie mich an, ein bedrohlicher, verwilderter Blick, Tila ist kaum wiederzuerkennen. »Das kannst du mir nicht versprechen, T. Das kannst du mir echt nicht versprechen.«

Vor dem Fenster blinkt blau-rotes Licht. Ein Schwebeauto des San Francisco Police Department hängt vor dem Balkon, über seine Seiten fließt Regenwasser, während ein Suchscheinwerfer das Wohnzimmer abtastet und uns mit einem konzentrierten Strahlenbündel lähmt. Drei Cops springen auf den engen Balkon, ihre Stiefel klatschen in die Pfützen auf dem Beton. Tila drängt sich zitternd an mich, und obwohl ich genauso stark zittere, schlinge ich den Arm um sie.

Die Cops öffnen die gläserne Schiebetür, doch mit zu viel Kraft. Die Scheibe zerspringt, Splitter ergießen sich in mein Wohnzimmer, als wäre der Regen zu Kristall erstarrt.

»SFPD!«

»Also wirklich«, sage ich mit einem Blick auf den von Glascherben und Regentropfen übersäten Wohnzimmerboden. Furcht wandelt sich in Wut. »Musste das sein?«

Die Cops mustern Tila und mich. Über ihren schnittigen, dunkelblauen Uniformen tragen sie kugelsichere Kalar-Westen – ein seltener Anblick in San Francisco, das so stolz ist auf seinen Sieg über die Kriminalität. Im Licht schimmern die Spezialimplantate im Weiß ihrer Augen.

Eine indischstämmige Frau mit wilden, im Nacken zum Haarknoten gebändigten Locken legt die Hand an ihre Waffe und verlagert das Gewicht nach vorne, während ein Weißer mit braunem Haar und so klischeehaft attraktivem Gesicht, dass es mir keine Sekunde im Gedächtnis bleiben wird, mein Apartment abschreitet. Denkt er, hinter der Couch läge eine Komplizin im Hinterhalt? Der dritte Cop und Anführer der Truppe, ein Schwarzer, trägt ein goldfarbenedes Tattoo, das unter seinem Uniformkragen hervorlugt, ohne dass ich es genau erkennen könnte. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtet er uns und fixiert dann Tila und ihr grünblaues Haar. »Tila Collins?«

Sie schweigt, steht nur mit geneigtem Kopf da.

Der Cop geht zu ihr und packt sie an den Oberarmen. Kurz fürchte ich, sie könnte Widerstand leisten, vielleicht versuchen, die Flucht zu ergreifen. Aber ihre Glieder erschlaffen.

»Was soll das hier?«, frage ich. »Keine Ahnung, was Sie meiner Schwester vorwerfen, aber sie sagt, sie war es nicht.«

Die Cops ignorieren mich. »Tila Collins«, beginnt Goldtattoo, »ich verhaftete Sie wegen vorsätzlichen Mordes. Sie haben das Recht zu schweigen. Alles, was Sie sagen, kann und wird gegen Sie verwendet werden.«

Wie lange es wohl her ist, dass Goldtattoo jemanden über seine Rechte belehren musste?

Er zerrt Tila aus meinem Griff, meine Arme gleiten hilflos von ihr ab. Meine Schwester hebt den Kopf und spuckt ihm ins Gesicht.

Ausdruckslos wischt Goldtattoo sich den Speichel ab.

Als mir der Ernst der Anschuldigungen bewusst wird, entweicht die Luft aus meiner Lunge. Mord. Seit vielen Jahren hat in dieser Stadt kein normaler Bürger mehr einen Mord begangen. Seit der Gründung Pacificas nach der Zersplitterung der Vereinigten Staaten vor vierzig Jahren. Seit es VeriChips und Implantate gibt und an jeder Ecke eine Überwachungskamera hängt.

»Tila?«, frage ich, während sie von Goldtattoo zum Schwebeauto abgeführt wird, wo dieser sie an Lockenkopf übergibt. Meine Stimme klingt hoffnungslos, verloren.

Tila wirft mir einen flehenden Blick über die Schulter zu, während sie in den Wagen manövriert wird. »Taema!«

Sekunden später sind sie weg, alle bis auf Goldtattoo. Der Cop überragt mich deutlich, wirkt aber noch erstaunlich jung. Mag sein, dass er viel älter ist, findet man doch an jeder Ecke

eine Chirostube – aber wie soll ich mich vor einem Kerl fürchten, der aussieht, als hätte er gestern zum ersten Mal einen Rasierer in der Hand gehabt?

Ein Schluchzen lauert in meiner Kehle, ich muss mich sehr beherrschen, sonst breche ich vor diesem Mann zusammen. Eben habe ich mich noch darüber geärgert, dass das Essen kalt wird, jetzt liegt mein Apartment in Trümmern, und meine Schwester wird des Mordes bezichtigt. Dieses Wort ist nicht zu fassen: *Mord*. Tila, eine Mörderin? Meine Schwester? Ich kenne sie besser als mich selbst.

Oder?

»Miss Collins?« In Goldtattoos schroffer Stimme schwingt ein Hauch Besorgnis mit. Jetzt, aus nächster Nähe, kann ich seine Tätowierung erkennen: der Grizzlybär von der kalifornischen Flagge.

Endlich bringe ich einen Ton heraus. »Meine Schwester wurde wegen Mordes verhaftet. Wie soll es mir da schon gehen?«

Darauf weiß er nichts zu sagen. Wieder jaulen draußen die Sirenen, als die Cops meine Schwester verschleppen, mir wegnehmen.

»Wen soll sie ermordet haben?«, presse ich hervor. *Ermordet*. Wieder dieses Wort. Es ist so hässlich.

»Im Zenith wurde ein Mann aufgefunden, die Umstände sind noch ungeklärt. Mehr kann ich nicht sagen.«

Meine Hände verkrampfen sich zu Fäusten, und das entgeht Goldtattoo nicht. Seine Finger ruhen auf der Waffe. Ein Brennen in meiner Lunge, das Schluchzen will raus.

Als Goldtattoo zögert, wird mir klar, wieso er noch geblieben ist.

»Ich soll auch mitkommen, Sie wollen mich verhören«, sage ich. »Warum fliege ich nicht mit Tila?«

Er verlagert das Gewicht. »Das ist korrekt, Miss Collins. Wir nehmen Sie vorsichtshalber in Gewahrsam. Sie kommen mit aufs Revier. Ihre Schwester wird an einen anderen Ort gebracht.«

»Wohin?«

»Es steht mir nicht frei, Ihnen das zu sagen.«

Ich krümme mich vornüber, versuche, langsam ein und aus zu atmen und hyperventiliere doch.

»Miss Collins.«

Ich halte eine Hand in die Höhe, denke an die Feuerstelle, an Mana-ma und ihre Lehren über die Kontrolle von Gefühlen: *Lasst die Dunkelheit entgleiten. Lasst nur das Licht herein.* Vor meinem geistigen Auge beschwöre ich die Kirche auf dem Hügel in der Mitte der Siedlung, das fünfzackige, ins Holz geschnitzte Symbol an der Seite, dazu die Vogelrufe, die an Frühlingstagen durch die offenen Fenster wehten. So sehr ich Mana-ma auch hasse, ihre Methoden funktionieren.

Ich richte mich auf, glätte meine Gesichtszüge und schüttele kaum merklich den Kopf. »Tila und ich haben dieselbe DNA. Also könnte auch ich die Täterin sein, was?«

Goldtattoo schweigt.

»Bin ich verhaftet?«

»Nein. Sie werden zur Befragung in Gewahrsam genommen. Bitte holen Sie Ihre Sachen, Miss Collins.«

Ich schaue mich in meinem Apartment um. Feuchte Schuhabdrücke überall auf dem Teppich. Glitzernde Glasscherben. Auf dem Tisch kaltes Essen und Teller für eine Mahlzeit, die Tila und ich nie teilen werden.

Dann schnappe ich mir Jacke und Handtasche.

Als Goldtattoo mich die Treppe hinunterführt, gewinnt seine Neugier die Oberhand. »Ich sollte nicht fragen, aber ... glauben Sie wirklich, Ihre Schwester ist unschuldig?«

Ich mustere ihn. Doch, der Kerl muss beim Wachser gewesen sein. Er ist mindestens Ende dreißig, schon wegen seines hohen Ranges. Doch seine Augen wirken weniger abgestumpft als die vieler älterer Menschen, die sich in den Wachsfiguren verjüngter Körper verstecken.

Wie so oft kriecht meine Hand zum Brustbein und drückt gegen die leicht hervortretende Naht, wo Tila und ich vor einem Jahrzehnt auseinandergezogen wurden wie an einem Reißverschluss. Darunter pocht, pocht, pocht mein mechanisches Herz. »Ich kenne meine Zwillingsschwester besser als jeder andere. Wenn sie sagt, sie ist unschuldig, dann ist sie das auch.«

Daran glaube ich. Ich bin mir sicher.

Zu neunundneunzig Prozent.

2

TAEMA

Nach unserer Ankunft im Hauptquartier des San Francisco Police Department gibt sich Officer Oloyu – Goldtattoo – rein geschäftsmäßig. Er wirkt jetzt unerbittlich, vielleicht ist er während des stillen Schwebeautofluges zu dem Schluss gekommen, dass ich genauso schuldig sein müsse wie meine Schwester. Oder seine Frage im Hausflur war bloß eine List, und er musste einsehen, dass sich diese Fliege nicht mit einem Tropfen Honig fangen lässt. Oloyu blickt auf das leere Tablet, kaum mehr als ein weißes Stück Plastik, worauf seine Augen scharfstellen, während er über seine Optikiimplantate auf meine Akte zugreift.

Er steht dicht bei mir, fast auf Tuchfühlung. So treibt man einen Menschen in die Enge, macht ihn nervös. Nach einer Weile schlendert er auf die andere Tischseite und setzt sich mit weit gespreizten Beinen auf einen Stuhl.

Er hat mir einen Kaffee spendiert, der unangetastet vor mir steht und unter der ölig schimmernden Schicht des künstlichen Kaffeeweißers abkühlt. Mein Mund ist staubtrocken, ich denke nur noch an Tila. Wohin wurde sie gebracht? Was geht in ihr vor?

Oloyu und ich sind allein. Treten Cops nicht meist als Duo auf, ein freundlicher und ein weniger freundlicher? Zugegeben, mein Wissen über dieses Thema stammt nur aus alten Krimiserien im Spätprogramm des Wandschirms.

Ungerührt blickt Oloyu mich an. Sollte mich das ernsthaft

einschüchtern? Ja, sein breitbeiniges, aggressives Auftreten funktioniert – ich fühle mich wie ein Beutetier mit dem Atem des Räubers im Nacken. Doch zugleich wirkt sein Gesicht noch so jung, so aufrichtig und ebenmäßig. Um in Situationen wie dieser wirklich Furcht einflößend herüberzukommen, würde ich zu einem weiteren Besuch in der Chirostube raten.

»Wann haben Sie Ihre Schwester das letzte Mal gesehen?«, fragt Oloyu.

»Vor einer knappen Woche«, antworte ich tonlos, meine Stimme darf nicht zittern. Zumal es mir peinlich ist, dass unser letztes Treffen so lange zurückliegt. Ich hatte Tila zweimal zum Abendessen eingeladen, aber sie hat sich jedes Mal auf ihre Arbeit herausgeredet. Ich habe überhaupt nichts zu verbergen, und trotzdem fühle ich mich wie bei einer Prüfung, bei der ich bestehen oder durchfallen kann, je nachdem, welche Antworten ich gebe. Ganz abgesehen von der Angst, aus Versehen meine Schwester zu belasten.

Wie soll ich sie denn belasten?, frage ich mich. *Tila hat doch nichts getan. Oder?*

»Und wo arbeiten Sie?«

Ich schlucke. Das steht alles in der Akte, die durch das Scannen des VeriChips in meinem Handgelenk aufgerufen wurde. »Bei Silvercloud Solutions.«

Übertrieben aufmerksam blickt Officer Oloyu auf das leere weiße Tablet, in meine Akte. »Das ist eine Unterabteilung von Sudice?«

»Ja.« Was soll die Scheinfrage? Sudice ist das größte Unternehmen Pacificas mit Niederlassungen in San Francisco, Los Angeles, Portland und Honolulu. Sudice versorgt sämtliche Staaten Pacificas mit der Droge Zeal und besitzt Patente auf fast jedes Stück Technik in der Stadt.

»Hier steht, Sie waren an der Entwicklung des VivaFog beteiligt?« Darauf habe ich meine letzten fünf Jahre verwendet – auf Maschinen, die dem allgegenwärtigen Nebel in der Bucht von San Francisco Energie entziehen und diese an die Apartmenthäuser an der Küste weiterleiten. Dieses Jahr wollen wir das Verfahren auf den Hafenbezirk ausweiten.

»Ja, ich war Mitglied des Entwicklungsteams«, antworte ich. Wann stellt Oloyu endlich die Fragen, die ihn wirklich interessieren? Unter dem Tisch presse ich die Knie zusammen, damit sie nicht hörbar gegeneinanderschlagen.

Der Officer bleibt stets höflich, doch seine Körpersprache schreit mir die Anschuldigungen förmlich entgegen: *Ich verdächtige dich – des Mordes oder der Beihilfe!* Hätte ich doch das Mikromimik-Overlay noch auf den Optikimplantaten. Aber ich habe das Programm vor Monaten gelöscht. Es hat mir zu viele unangenehme Dinge über meine Mitmenschen verraten.

»Beeindruckend«, sagt Officer Oloyu. Höre ich auch bei ihm die unterschwellige Botschaft heraus, die mir so oft begegnet bei Menschen, die von meiner Vergangenheit wissen? ... *wenn man bedenkt, dass Sie bei dieser Feuerstellen-Sekte aufgewachsen sind.*

Ich blicke ihm in die Augen. »Vielen Dank.«

»Wir haben Ihren Arbeitgeber kontaktiert. Wie es scheint, haben Sie heute gekündigt und planen, das Land zu verlassen?«

»Ja, das ist richtig. Aber der Plan steht seit Monaten. Das war keine spontane Entscheidung.« Im Bauch spüre ich ein Nervenflattern. Dass ich jetzt den Job wechsle, ist Zufall, macht aber keinen guten Eindruck.

»Uns ist noch unklar, ob die Tat von langer Hand geplant war oder aus dem Affekt geschah.«

»Keine Ahnung, was Sie meinen, aber ich habe nichts damit zu tun. Meine Schwester auch nicht.«

Oloyu hält inne, studiert mich. Die Deckenbeleuchtung hüllt sein halbes Gesicht in Schatten. Ich blicke nach unten, auf meinen erkalteten Kaffee. Ich hätte gerne ein Wasser, will aber nicht darum bitten.

»Hatte Ihre Schwester sich bei Ihrer letzten Begegnung verändert? Stand sie unter erhöhtem Stress?«

»Nein. Tila war wie immer. Hat viel gelacht und gescherzt. Wir waren beim Äthiopier im Mission District.«

Oloyus Blick driftet ab, als er die Information über seine Implantate abspeichert.

Meine erste Lüge gegenüber der Polizei. Tatsächlich wirkte meine Schwester dünner als sonst und lachte nicht, die sonst so heißhungrige Tila stocherte lustlos im Essen herum. Ich fragte immer wieder nach den Gründen, aber sie meinte nur, sie habe zu oft spätnachts im Club gearbeitet. Die Lüge ist mir ohne viel Nachdenken über die Lippen gekommen, und jetzt kann ich sie nicht mehr zurücknehmen.

Die Cops haben mein Gehirn kartografiert, um Lügen zu registrieren. Zart und transparent schwebt das Modell über uns, gesprenkelt von sternengleichen Neuronenhaufen. Oloyu blickt prüfend nach oben, doch dank meines mechanischen Herzens, das nicht beschleunigt wie ein normales, und meines Trainings an der Feuerstelle tut sich dort nichts. Ich kann ungestraft lügen. Tila auch, im Fall des Falles.

»Keine Auffälligkeiten in den letzten Wochen also?«, fragt Oloyu. »Keine Anzeichen, dass Tila Ihnen etwas verschweigen könnte? Sie beide stehen sich doch sicher sehr nahe.« Wieder verrät er sich durch seinen Tonfall: *so nahe, dass es die eine wissen müsste, wenn die andere zur Täterin wird.*

»Näher, als Sie es sich vorstellen können.« Die Angst schärft meine Stimme. Ich will Oloyu nicht zeigen, dass er einen emp-

findlichen Nerv getroffen hat, doch sein Blick bohrt sich in mich hinein – er ist sich dessen bewusst. Nein, von dem werde ich mich nicht einschüchtern lassen, auch wenn in meinem Bauch die Panik brodelt. Und obwohl ich die Feuerstelle hasse, alles an ihr, kommt mir wieder ein Spruch Mana-mas in den Sinn: *Nur wenn du es zulässt, haben sie Macht über dich.*

»Hatte Ihre Schwester Feinde?« Oloyu beugt sich vor. Ich ertrage diese Nähe anderer nicht, nur Tila ist eine Ausnahme und Menschen, die ich extrem gut kenne. Dennoch stütze ich mich knapp vor Oloyus Gesicht auf die Ellenbogen, ohne mich um die verspiegelte Scheibe in seinem Rücken zu kümmern, hinter der weiß Gott wer zusehen könnte. Die Angst bleibt, aber ich lasse mich nicht davon lähmen.

»Alle lieben Tila«, antworte ich. »Sie muss nur einkaufen gehen, und schon hat sie neue Freunde.« Das stimmt. Wenn wir an Feiertagen einen Ausflug mit dem Shuttle unternehmen, lese ich und ignoriere meine Umwelt. Tila freundet sich mit ihrem Sitznachbarn an, egal ob es ein alter Mann mit weißem Bart ist, eine junge Mutter mit schreiendem Baby oder sogar ein buddhistischer Mönch in safrangelber Robe.

Feinde macht Tila sich auch – Menschen, die von ihrem unbekümmerten Geschwätz genervt sind, ihrer Lockerheit und Begeisterungsfähigkeit. Im Club sind zweifellos einige andere Hostessen eifersüchtig auf sie. Mit einem einzigen verführerischen Wimperiaufschlag kann Tila einen Kunden verzaubern, vor mir prahlt sie häufig damit, den Löwenanteil des Trinkgelds einzustreichen. Sie scheint die Wünsche jedes Menschen zu kennen, und diese spiegelt sie zurück, bei manchen Flirts kopiert sie das obszöne Verhalten eines Kerls, bei anderen spielt sie mühelos das kokette Biest. Weiß der Himmel, wo sie das alles gelernt hat. Ich habe das ganz bestimmt nirgends aufgeschnappt.

»Ihnen fällt niemand ein?«, hakt Officer Oloyu nach.

Ich schüttele den Kopf. »Nein, niemand. Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann.« Es tut mir natürlich nicht im Geringsten leid, dass ich ihm keine Fakten geliefert habe, die meine Schwester belasten. Hoffe ich jedenfalls.

Oloyu presst die Lippen zusammen. »Also gut. Auf diese Frage warten Sie sicher schon: Wo waren Sie um 17:00 Uhr am heutigen Nachmittag?«

»In der MUNI. Auf dem Heimweg von der Arbeit.« Meine Stimme zittert nicht mehr. Es ist, als wäre jede Verbindung zu meinem Körper abgebrochen, als schwebte mein Gehirn frei in der Luft. Ich habe die volle Kontrolle über meine Gefühle erlangt, wie Mana-ma es uns so oft gelehrt hat.

»Welche MUNI-Linie nehmen Sie?«

»Clement Lot.«

»Ihnen ist klar, dass wir die Kameraaufnahmen überprüfen werden?«

»Davon gehe ich aus.«

Officer Oloyu Augen verengen sich. Zuerst dachte er, er hätte mich im Sack. Jetzt denkt er, ich würde ihm etwas verheimlichen, womit er recht hat. Aber ohne konkrete Beweise kann er wenig ausrichten, und freiwillig verrate ich ihm nichts. Selbst wenn da etwas wäre.

»Können Sie mir irgendetwas über den Fall erzählen, oder ist das alles streng geheim?«, frage ich. »Wenn ich weiß, was passiert ist, fällt mir vielleicht doch jemand ein, der meine Schwester reinreiten will. Wie heißt der Tote? War er Gast im Club?« Ich will, ich brauche Informationen, die mir helfen, mir ein Bild vom heutigen Tag zu machen. *Mord*. Das Wort echot unablässig durch meine Gedanken, es wird zum reinen Laut.

»Wir können die Identität des Opfers nicht preisgeben«, ant-

wortet Officer Oloyu. Mit dem unausgesprochenen Zusatz: *Ihnen gegenüber.*

Danke, sehr hilfreich. »Verstehe. Aber wenn Sie mir nichts sagen können und ich Ihnen keine weiteren Informationen geben kann – wäre dann sonst noch was? Oder kann ich gehen und das Chaos aufräumen, das Sie in meinem Apartment angerichtet haben?«

»Achten Sie auf Ihren Ton, Miss Collins«, entgegnet Oloyu. »Das scheint Ihnen alles wenig Sorgen zu bereiten.«

Fick dich, würde ich am liebsten erwidern. *Als hättest du irgend-eine Ahnung, wie es in mir aussieht.* Aber ich erwidere ruhig seinen Blick. »Darf ich gehen?«

»Ja. Fürs Erste.«

»Gut.« Ich stehe auf, meine Handtasche an mich gedrückt, beuge mich noch mal vor und blicke Oloyu in die Augen. Als er leicht zurückweicht, lächele ich innerlich. »Ich bin relativ unbesorgt, weil ich weiß, dass meine Schwester heute genauso zum Opfer geworden ist wie der geheimnisvolle Tote.« Ich richte mich auf und ziehe meinen Kragen nach unten – eine gute Verunsicherungstaktik, denn hier in San Francisco, wo sich alle so sehr um ein perfektes Äußeres bemühen, fallen offensichtliche Makel mehr als unangenehm auf. Den Trick habe ich von Tila. Auch wenn sie ihr Gesicht und Haar verändert hat, um sich von mir zu unterscheiden, die Narbe hat sie behalten.

Mit einer Mischung aus Faszination und Verlegenheit starrt Oloyu auf die Stelle, an der ich mit meiner Schwester verwachsen war.

»Wenn man sechzehn Jahre lang jeden Tag, jede Minute mit einem anderen Menschen verbringt, dann weiß man, ob dieser Mensch fähig ist, einen Mord zu begehen. Ich werde Tilas Unschuld beweisen. Koste es, was es wolle.« Damit schiebe ich

meinen Kragen hoch und gehe zur Tür. Oloyus bohrender Blick lässt meine Nackenhaare kribbeln.

Officer Oloyu begleitet mich vom Verhörraum zum Schwebeauto und fliegt mich die Küstenlinie entlang zu meinem Apartment in Inner Sunset. Dabei kann mir der Kerl im Moment wirklich gestohlen bleiben. Warum nimmt sich ein hochrangiger Officer die Zeit, mich nach Hause zu chauffieren, statt irgendeinen Nachwuchscop zu beauftragen? Außer ihm und den beiden Officers, die Tila abgeführt haben, habe ich keinen einzigen Polizisten zu Gesicht bekommen – fast als wollten sie mich vor den anderen verstecken.

Ich ignoriere Oloyu und starre aus dem Fenster. Inzwischen ist es mitten in der Nacht, unter uns glitzert San Francisco. Durch die schöne Aussicht kann ich meine Panik und Beklemmung für einen Moment verdrängen.

Wie sehr ich diese Stadt liebe. Sie ist das exakte Gegenteil von Mana-mas Feuerstelle. Dort färbt sich der See nachts schwarz wie Tinte, in San Francisco leuchten die Algenfarmen in der Bucht grünlich. Zu meiner Rechten liegen Angel Island und das zerstörte Gefängnis von Alcatraz, zu zerfressen vom salzigen Wind für Besichtigungstouren, sowie die künstlich geschaffenen Inseln mit den Luxusvillen der Reichen. Golden Gate und Bay Bridge führen hinüber zur Skyline, Werbetafeln für Sudice-Produkte blinken in grellen Farben: Implantat-Upgrades, eine neue Zeal-Lounge in der Innenstadt, das Virtual-Reality-Zentrum in der Union Square Mall. Der Wagen zischt zwischen Gebäuden hindurch, zwischen Gewächshaus-Wolkenkratzern, gefüllt mit Wäldern aus saftigem Grün, und vielstöckigen Wohntürmen. Aus unzähligen beleuchteten Fenstern starren winzige Silhouetten auf die Bucht.

Überall in der Stadt sind Wiedergänger zu entdecken, die sich nach dem Großen Beben von 2055 aus der Erde erhoben haben – antikierte Architektur, die konserviert und mit modernen Gegenstücken zu Hybriden aus Alt und Neu verschmolzen wurde: der Coit Tower, die Wolkenkratzer an der California Street und beim Embarcadero, das alte, ikonische Fährterminalgebäude am Fuß der neu errichteten Lufthangars, dahinter die Piers, die sich in die sanfte Dünung der Bucht erstrecken. Weiter vorne taucht die TransAm Pyramid auf, doppelt so groß wie die alte Transamerica Pyramid. Ich kann den Blick nicht von der strahlenden obersten Etage abwenden, die den Club Zenith beherbergt.

San Francisco.

Tilas und meine neue Heimat seit dem Abschied von der Feuerstelle. Zu Beginn hassten wir die Stadt. Alles war so anders, so neu, wir mussten uns mit einer fremden Lebensart vertraut machen, während wir noch mit der frischen Trennung kämpften. Erst mit der Zeit gewannen wir die Stadt lieb. Die Freiheit, die sie uns gewährt, die Möglichkeiten. Jetzt befürchte ich, erneut einen Hass auf San Francisco zu entwickeln.

Als Officer Oloyu sich räuspert, drehe ich mich zu ihm. Der Versuch, mir ein kleines Lächeln abzurufen, scheitert.

»Ich erzähle Ihnen ein bisschen was über den Fall«, sagt er widerwillig. »Mein Vorgesetzter hat mir das Okay gegeben.«

Woher der Sinneswandel? »Verstehe.« Ich bleibe zurückhaltend. Die funkelnden Lichter der Stadt huschen über Oloyus Gesicht und spiegeln sich in seinen Augen.

»Es ist Ihnen nicht gestattet, diese Informationen an Dritte weiterzugeben. Verstanden?«

»Verstanden.«

»Offiziell wurde das Opfer noch nicht identifiziert, aber

einer anderen Hostess zufolge nannte man ihn Vuk. Ein großgewachsener, muskulöser Mann. Kam immer im eleganten Anzug. Gab sehr großzügig Trinkgeld und verbrachte viel Zeit in der Zeal-Lounge. Tila gehörte zu seinen Lieblingen.«

»Vuk.« Der Name hinterlässt einen Nachgeschmack auf meinen Lippen. An der Netzhautanzeige meiner Implantate lese ich ab, was das Wort im Serbokroatischen bedeutet: »Wolf«. Ich wische die Information aus meinem Blickfeld. »Wieso verraten Sie mir das?«

»Wir wollen, dass Sie uns morgen wieder besuchen.« Der harte Zug ist aus Oloyus Gesicht verschwunden. So ist er mir lieber – die Härte steht ihm nicht, sie wirkt gewollt.

»Wieso?«

»Das erfahren Sie dann. Bitte kommen Sie morgen um 09:00 Uhr zum Revier. Nehmen Sie die MUNI, und kommen Sie zum hinteren Eingang.«

»Das ist wohl keine Bitte?«

»Nein.« Wir sind an meinem Apartment angelangt, Oloyu landet den Wagen auf dem Balkon. Beim Anblick der zersplitterten Glasschiebetür seufze ich. Wenigstens regnet es nicht mehr so stark.

Ohne Verabschiedung steige ich aus und betrete mein feuchtes Wohnzimmer, drehe mich noch einmal um und sehe zu, wie Oloyu den Streifenwagen wieder abheben lässt.

»Vuk«, sage ich erneut. »Wer bist du?« Reich muss er gewesen sein, wenn er Stammgast im Zenith war, mit einer Vorliebe für virtuelle Zeal-Fantasiewelten. Vom Wohnzimmer aus kann ich eine durch den Nebel blitzende Zeal-Werbetafel von Sudice erkennen: eine Frau im VR-Sessel, Kabel an Armen und Stirn, die Augen geschlossen, ein Lächeln auf den Lippen, während über ihrem Kopf Träume zum Leben erwachen – sie kämpft in

kriegerischer Rüstung gegen ein sehniges Monster. Ein Blinken. Jetzt legt sie bei den Olympischen Spielen im hautengen Stars-and-Stripes-Anzug einen Salto hin. Ein letztes Blinken, der Slogan: *Jedem sein Zeal fürs Leben – wovon träumst du heute?*

Wovon hat Vuk geträumt, wenn er sich in den Sessel einlinkte? Hat Tila mitgeträumt?

Erneut blicke ich hinab auf die Stadt und frage mich, wie ich herausfinden soll, wer Vuk war. Und wie er Tila in diese Katastrophe verwickeln konnte.

3

TILA

Sie haben mir ein altmodisches Papiernotizbuch gegeben, für mein Testament. Meinen Letzten Willen. Mit einem Bleistift, der zu stumpf ist für einen Selbstmord. Im Notfall würde ich es trotzdem schaffen, keine Frage.

Ich wollte kein Tablet. Da würden sie sich bloß reinmogeln und mitlesen, während ich noch am Schreiben bin. Deshalb sitze ich hier mit Stift und Papier, was für mich aber weniger ungewohnt ist als für andere Stadtbewohner – draußen an der Feuerstelle gab es keine schicken Gadgets, generell kaum Technik.

Aber ich schreibe kein Testament. Wozu? Ich hinterlasse kein großes Erbe, und meine einzige nahe Verwandte ist Taema, sie bekommt sowieso alles. Meinen Eltern an der Feuerstelle kann ich nichts vermachen, selbst wenn mir danach wäre, schließlich sind wir vom Glauben abgefallen.

Von daher kritzle ich bloß herum. Mal schauen, was dabei herauskommt. Ist nicht der schlechteste Zeitvertreib, oder? Sonst gibt es ja nichts zu tun. In der Zelle ist es kalt und öde, alles entweder grau oder beige. Das heißt, ein Fenster habe ich, mit einem Minifleck blauem Himmel dahinter. Aber vielleicht lenkt mich das Gekritzel ein bisschen davon ab, dass sie mich bald umbringen.

So knallhart muss man es sagen. Sie werden mich umbringen. Auch wenn mein Anwalt noch an einer halbherzigen Ver-

teidigung bastelt, um es hinauszuzögern. Ich weiß nicht, wie so er sich die Mühe macht. Die Verhandlung steigt schon in ein paar Wochen. Aber ist das überhaupt eine Verhandlung, so ganz ohne Geschworene, nur mit einem Richter, der im Alleingang über mein Schicksal entscheidet? Die Regierung hält alles unter der Decke. Die Medien wissen von nichts, sogar die allermeisten Cops hier haben keine Ahnung, wer ich bin oder was ich angestellt haben soll. Ich habe gehört, wie sich die Wachen drüber unterhalten haben. Das ist kein normaler Knast. In San Francisco gibt es gar keine Gefängnisse mehr, klar, bei der niedrigen Kriminalitätsrate. Sie haben mich irgendwo anders weggesperrt, aber weil wir nicht lange unterwegs waren, würde ich sagen, ich bin noch in Nordkalifornien. Irgendwo in den Sierras? Die Luft wirkt kälter und frischer.

Ob ich wohl die Nachrichtenfeeds mitlesen darf, falls die Sache doch rauskommt? Die Leute würden sich die irrsten Beschimpfungen für mich ausdenken. Manches davon wäre wahr. Anderes nicht.

Der Richter wird mich als Verbrecherin hinstellen, und dann versetzen sie mich in Stasis. Sie frieren mich ein wie ein Eis am Stiel, da ist es nicht mehr weit bis zum Tod. Klingt ziemlich flapsig, ich weiß. Aber wenn ich irgendwie anders darüber schreibe, muss ich noch heulen.

Shit. Aber was soll's. Jetzt sind eben ein paar Tränenflecken auf dem Papier.

Der Kryoschlaf ist Pacificas Antwort auf die Todesstrafe. Hier werden Verbrecher nicht getötet, sondern tiefgekühlt. In Pacificas Anfangstagen, also kurz nach der Aufspaltung der Vereinigten Staaten, kam das noch viel häufiger vor, aber heutzutage versetzen sie jährlich nur noch etwa ein Dutzend Leute in Stasis, wenn überhaupt. Nur noch die wirklich hoffnungslosen

Fälle, die nicht auf die Zeal-Therapie ansprechen, ohne Aussicht auf Besserung. Mich halten sie wohl für unverbesserlich.

Kaum jemand, der einmal in der Stasis landet, kommt wieder raus. Zu einhundert Prozent ausgeschlossen ist es nicht, hin und wieder kommt irgendein unermüdlicher Anwalt dahinter, dass irgendein Tiefgefrorener unschuldig ist. Der wacht dann völlig desorientiert auf und stellt fest, dass etliche Jahre seines Lebens an ihm vorbeigezogen sind. Einmal wurde eine Frau nach dreißig Jahren rausgeholt. Ihr Mann und ihre Mutter waren tot, fast alle ihre Freundinnen weggezogen. Am Schluss hat sie sich umgebracht. Ihr Leben war nicht mehr lebenswert.

Wie würde ich reagieren, wenn man mich einfriert und in fünfzig Jahren wieder auftaut, wenn Taema alt und gebrechlich ist oder schon tot?

Aber darüber muss ich mir echt nicht den Kopf zerbrechen. In vierzig Jahren wurden nur eine Handvoll Leute aus der Stasis geholt. Keine gute Quote.

Dann wären da noch die Stromausfälle. Bei ganzen Gebäude-trakten voller Schlummernden ist plötzlich der Saft weg, und bevor man ihn wiederherstellen kann, sind sie hinüber. Praktisch, was? Die Regierung redet jedes Mal von einem Unfall und gelobt, einen Zusatzserver als Back-up einzurichten. Passiert aber nie. Und die Tiefgefrorenen können sich ihre Begnadigung abschminken. Eines Tages, da bin ich mir fast sicher, wird es bei allen Schläfern dunkel. Ups. Und tschüss.

Die Vorstellung von einem Leben ohne Taema macht mich verrückt, ich bekomme sie nicht aus dem Kopf. Ich bin allein in meiner Zelle, kilometerweit entfernt von meiner Schwester. Unsere körperliche Trennung ist zehn Jahre her, aber ans Alleinsein konnte ich mich nie gewöhnen. Morgen ist unser OP-Jubiläum. Juhu. Die ersten sechzehn Jahre meines Lebens habe ich

über Taemas Schulter gespäht oder meine Wange an ihre geschmiegt, wenn wir beide jemanden ansahen.

Manchmal frage ich mich, ob das nicht schon mein erster Schritt hierher war – der Moment, als sie bei uns das Skalpell ansetzten. Taema ist meine bessere Hälfte. Taema ist die Vernünftige. Wenn ich mir als Kind irgendeinen Scheiß in den Kopf gesetzt habe, hat Taema ihn mir ausgeredet, weil sie nicht in meinen Ärger mit reingezogen werden wollte. Wurde sie dann aber meistens doch. Sie hatte auch kaum eine Wahl.

Sollte die Sache irgendwann an die Öffentlichkeit gelangen, wird Taema einen Spießbrutenlauf durch die Paparazzidrohnen hinlegen müssen. Die eineiige Zwillingsschwester einer mutmaßlichen Mörderin, die sogar mal ihr siamesischer Zwilling war! Und dann sind die beiden auch noch bei der durchgeknallten Sekte in den Mammutwäldern auf der anderen Seite der Bucht aufgewachsen? Ein Festtag für die Medien! Aber immerhin hockt Taema nicht mit mir in der Zelle, und falls wenn sie mich in der Stasis versenken, muss Taema nicht mit. Das ist doch was.

Ach scheiße. Vielleicht sollte ich das ganze Zeug zusammenknüllen und im Klo runterspülen. Ich bin ja nicht blöd. Klar, ich schreibe auf Papier, aber das hindert keinen daran, alles Wort für Wort unter die Lupe zu nehmen, um womöglich dahinterzukommen, was ich zu verbergen habe. Irgendwann, wenn ich dusche oder so, schleichen sie sich hier rein und lesen alles.

ODER ETWA NICHT, IHR ARSCHLÖCHER?

Ihr verschwendet eure Zeit. Am besten, ich rede gleich Klartext: Hier drin findet ihr keine Geständnisse. Da könnt ihr lange warten.

Eben haben die Wachen mein Essen abgeliefert. Wieder irgendein langweiliger Fraß aus Algen und Retortenfleisch. Wie

mir scheint, gefalle ich den Wachen ganz gut. Bin ich von Männern gewöhnt. Auch von vielen Frauen. Aber dann wandert ihr Blick hinab zu meiner Brust, wo die weiße Narbe auf meiner braunen Haut aus dem Kragen der Häftlingsuniform ragt, und man sieht ihnen an, wie viel Angst ihnen die Wunde einjagt. Oder das, was sie bedeutet: dass ich nur noch die Hälfte des Menschen bin, der ich früher war.

Seit Stunden sitze ich herum und überlege, was ich noch schreiben soll. Draußen dämmt es, in dem kleinen Fleck Himmel hinter dem Fenster gehen immer mehr Sterne auf. Erinnert mich an die Glühwürmchen, die Taema und ich als Kinder an Mana-mas Feuerstelle jagten. Im Glühwürmchenfangen waren wir sehr gut. Damals mussten wir seitwärts gehen, wie Seekrabben, aber wir behinderten uns nie gegenseitig. Eine von uns wischte die Glühwürmchen mit der Hand in ein Einmachglas, das wir dann mit ins Haus nahmen, als Lampe für unser Zimmer. Ein paar Stunden später ließen wir sie wieder frei. Schöne Zeiten.

In der Stadt habe ich dann erfahren, dass sich die Glühwürmchen erst vor Kurzem in Kalifornien ausgebreitet haben, ein paar Jahre nach dem Großen Umbruch. Wäre das nie passiert, hätte ich diese Erinnerungen nicht. Seltsam, was?

Ich vermute, irgendwo da draußen will Taema helfen. Mein Anwalt hat ein paar Andeutungen gemacht. Außerdem kenne ich sie. Klar kenne ich sie. Taema hockt nicht faul herum, spielt mit ihren VivaFog-Maschinen und wartet ab, bis ich tot bin. Oder quasi tot.

Taema wird versuchen, der Spur zu folgen, von einem Puzzleteil zum anderen. Ich hoffe, sie schafft es nicht. Ich hoffe, die Spur versandet irgendwo. Taema soll nicht wissen, dass ich das Falsche getan und das Richtige gelassen habe. Wie ich meine

Unschuld verloren habe, während sie ihre noch hat ... aber vielleicht nicht mehr lange, wenn sie mich wirklich retten will.

Ja, das ist scheißkryptisches Zeug. Was habe ich gesagt? Von mir bekommt ihr keine Informationen.

Andererseits dachte ich mir, wenn ich schon keinen Letzten Willen verfasse und auch kein Geständnis ablege, könnte ich doch wenigstens ein etwas anderes Testament aufschreiben oder ein etwas anderes Geständnis. Aber nicht dass ihr jetzt eine hübsche Geschichte erwartet. Taema kann mit Worten umgehen, nicht ich. Taema ist die Nachdenkliche, die sich an die Regeln hält und in ihren Maschinen und Büchern versinkt. Ich bin die Unberechenbare, die Künstlerin, die immer aus dem Moment heraus lebt. Schätze, genau deswegen sitze ich jetzt in der Zelle.

Ich weiß nicht mal, an wen ich eigentlich schreibe. Vielleicht an die breite Öffentlichkeit, falls das hier irgendwie an die Presse gerät. Oder an meine Schwester.

Also. Dies ist die Geschichte von Taema und mir und unserem gemeinsamen Leben. Vielleicht bekomme ich ja dadurch heraus, ab wann alles schiefging.

4

TAEMA

Zurück zu Hause schalte ich zuerst die Bots ein, die die Gläserben aufsaugen und die Teppiche trocknen sollen, bestelle eine neue Tür aus dem Replikator – morgen früh ist sie fertig – und ziehe die Vorhänge zu, um den Wind auszusperren.

Alles wurde durchsucht. Nicht verwüstet, aber vieles wirkt ein wenig verrutscht oder verschoben, und über dem ganzen Apartment hängt eine Atmosphäre, als wäre es grob angepackt worden.

In meinen Audioimplantaten drehe ich Musik auf und mache mich ans Aufräumen. Hilfe den Bots bei der Arbeit, werfe das Abendessen weg, mit dessen Zubereitung ich den ganzen Nachmittag verbracht habe. Mir ist der Appetit vergangen. Ich ordere mir eine NutriPaste aus dem Replikator, würge die fade Pampe herunter, um meinen Blutzucker auszugleichen, und konzentriere mich wieder mit jeder Faser meines Körpers aufs Putzen, auf Trab gebracht von pulsierenden Beats, die alle Gedanken vertreiben.

Nach einer Weile ist das Apartment wieder in bester Ordnung, und ich muss den Tatsachen ins Auge sehen.

Ich stehe mitten in meiner stillen, strahlenden Küche. Mein Blick bleibt an der Keksdose auf der Theke hängen.

Natürlich haben Tila und ich jeweils einen Schlüssel zur Wohnung der anderen. Wir hatten immer einen anderen Rhythmus, ich arbeite ganz normal von neun bis fünf, Tila bis

in die Nacht hinein. Sehen wir uns zum Abendessen, ist es für Tila eher ein Frühstück. Ihr Auszug aus dem Apartment vor acht Monaten traf mich schwer, ich konnte nicht überspielen, dass ich mich verraten fühlte. Wenn Tila und ich streiten, wissen wir genau, wie wir der anderen wehtun können – aber es ist, wie auf einen Spiegel einzuschlagen: Die Scherben schneiden uns genauso in die eigene Haut.

Nach dem ersten schlimmen Streit schrieb Tila mir einen Entschuldigungszettel und legte ihn in die Keksdose. Das Blöde war nur, dass ich nicht so viele Kekse esse wie sie, weshalb ich den Zettel erst nach drei oder vier Tagen fand. Aber es funktionierte. Ich war ihr nicht mehr böse, lange kann ich mich ohnehin nie über Tila ärgern. In den nächsten paar Wochen hinterließ sie mir immer wieder Nachrichten in der Dose, auf dem Weg zur Arbeit deponierte sie die Zettel, und ich entdeckte sie beim Nachhausekommen, lauter albernes Zeug, Insiderwitze und kleine Rätsel. Später, als Tila sich zunehmend von mir zurückzog und mehr Schichten im Club übernahm, blieben die Nachrichten aus. Mein letzter Abstecher zur Keksdose liegt einige Tage zurück.

Ich öffne den Behälter, der nur noch ein paar Krümel enthält. Und einen Zettel. Mit zitternden Fingern falte ich ihn auseinander.

T,

ich habe heute Abend etwas vor. Könnte gefährlich werden. Wenn alles glattgeht, komme ich her und nehme den Zettel aus der Dose, bevor du ihn findest. Aber wenn du ihn findest und nicht weißt, wo ich bin, dann ist alles den Bach runtergegangen. Dann tut es mir leid. Sehr, sehr leid.

T